

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 22 (1928)
Heft: 9

Artikel: Bekehrung des taubstummen Linggu
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-926159>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

22. Jahrgang

Schweizerische

1. Mai 1928

Gehörlosen - Zeitung

Organ der Schweiz. Gehörlosen und des „Schweiz. Fürsorgevereins für Taubstumme“

Erscheint am 1. und 15. jeden Monats

Redaktion und Geschäftsstelle:
Eugen Sutermeister, Surtengasse 6, Bern
Postcheckkonto III/5764

Redaktionschluß vier Tage vor Erscheinen

Nr. 9

Abonnementspreis:
Schweiz jährlich 5 Fr., Ausland 7 Goldmark

Insertionspreis:
Die einspaltige Petitzeile 30 Rp.

Zur Erbauung

Befehrung des taubstummen Linggu.

„Aus dem Munde der Unmündigen hast Du Lob zugerichtet.“ (Matth. 21, 16.)

1925 reiste Missionar Henking von Schaffhausen als erster Missionar in das Gebiet von Kotawaringin in Süd-Borneo. Er fand dort mitten im dunkeln Heidentum ein Häuflein Christen, zu dem das Evangelium durch Auswanderung gekommen war. Er sandte ihnen einen Evangelisten, um den Glauben zu erhalten und zu stärken. 1927 hat nun Missionar Schreiber jenes Gebiet wieder besucht. Wir entnehmen seinem Bericht diese Mitteilungen, die wir mit Erlaubnis der Basler Mission veröffentlichen:

„Unter den Kindertaufen muß ich eine eigenartige besonders erwähnen. Da war ein gar großer Täufling darunter, der 17jährige Linggu, der nun Lukas heißt. Er ist ein Bruder des Volksschullehrers dort. Linggu ist — taubstumm und muß daher gewiß zu den Unmündigen gerechnet werden. Es ist ja schade, daß es hierzulande keine Taubstummenanstalten gibt. Der Junge macht einen ganz intelligenten Eindruck und daß er weiß, was er will, beweist die Geschichte seiner Taufe. Obwohl er mit niemand sich verständigen konnte, hatte er doch gemerkt, daß im Dorf eine große Veränderung durch die Taufe der Erstlinge vor sich gegangen war. Da waren nun Leute, die nicht mitmachten, wenn der Zauberer arbeitete. Dann die Sonn-

tagsgottesdienste, das war doch etwas ganz Neues. Und als seinerzeit die ersten Christen dort getauft worden waren, gab er schon in seiner Gebärdensprache zu verstehen, daß er auch dazu gehören wolle. Aber das ging doch nicht, es wußte ja auch niemand, was in seinem Herzen vorging. Doch zeigte er bei jeder Gelegenheit seinen Abscheu vor heidnischen Gebräuchen und war nicht zu bewegen, auch nur zuzusehen. Als nun aber eine Anzahl seiner Altersgenossen getauft wurde und er selbst war wieder nicht dabei, packte ihn die Verzweiflung. Er suchte mich, saß stundenlang in meinem Quartier und sah mich traurig an. Und daheim gab er mit allen ihm möglichen Ausdrucksmitteln zu verstehen, daß er auch getauft werden wollte. Doch der Vater, dieser Stockheide, wollte davon nichts wissen. Er bettelte bei Mas Pati und dieser redete mit seinem Vater, doch ohne Erfolg. Da verlegte sich Linggu auf ein hypermodernes — vielleicht uraltes und jedenfalls urwüchsiges Mittel, den Hungerstreik. Er verweigerte jede Nahrung — und siehe, das machte Eindruck auf seinen Vater. Daß jemand wegen Betrübniß nicht mehr ißt, das kam ihm doch gefährlich vor. Und nun redete er selbst mit dem Führer der Christen, Mas Pati, und den Ältesten, was in der Sache zu tun sei. Ja, er zeigte sich bereit, seine väterliche Gewalt an Mas Pati abzutreten (dajakische Adoption) und machte die Zusage, Linggu zu keinem heidnischen Gebrauch zu zwingen. Darauf sagte ich zu, Linggu mit den kleinen Kindern zusammen zu taufen, unter der Bedingung, daß Mas Pati und die Ältesten sich für ihn persönlich verpflichteten. Wie leuchteten seine Augen, als er mit den Kleinen getauft wurde — nun gehörte

er doch auch zu den Christen, zu denen er sich schon lange gehalten hatte. Und für sein Fasten hielt er sich andern Tages, am Hochzeitstage seines Bruders, schadlos, so daß er wieder meine Hilfe in Anspruch nehmen mußte. Aber diesmal war es nicht Herzwieh — der Schmerz saß weiter unten! Es war eine eigenartige Situation, aber ich konnte es nicht über mich bringen, diesen armen Jungen, der so gerne Christ sein wollte, zurückzuweisen. Möge der Herr auch aus dem Munde dieses Unmündigen sich sein Lob bereiten!“ (Eingefandt von Pfr. Köchlin.)

Zur Unterhaltung

Ramilla und Peter.

Von Alfred de Musset. (Fortf.)

An diesem Orte war es, wo ihn der Onkel Giraud eines Morgens plötzlich aufsuchte. Bereits am Tage, nachdem er die beiden Liebenden zusammen überrascht hatte, verließ er mit seiner Nichte Paris und brachte sie nach dem Mans, wo er sie in seinem eigenen Hause ließ, wo sie das Ergebnis des Ganges, den er zu unternehmen im Begriff stand, abwarten sollte.

Peter, von dieser Reise verständigt, hatte versprochen, treu zu sein und sein Wort einzulösen. Seit langem Waise, Herr über sein Vermögen, hatte er einzig die Meinung seines Vormundes einzuholen, und sein Wille hatte kein Hindernis zu befürchten. Der Onkel seinerseits wollte wohl als Vermittler dienen und trachten, die beiden jungen Leute zusammenzubringen, gab jedoch nicht zu, daß die erste Zusammenkunft, die ihm seltsam erschien, sich nicht anders als mit der Einwilligung des Vaters und des Notars wiederhole.

Bei den ersten Worten des Onkels Giraud zeigte der Chevalier, wie man sich leicht denken kann, das größte Erstaunen. Als der gute Mann anfang, ihm das Zusammentreffen in der Oper zu erzählen, dann von jener seltsamen Szene in Ramillas Zimmer und von dem noch sonderbareren Antrage, da hatte der Chevalier Mühe, zu begreifen, daß ein solcher Roman möglich wäre. Indessen war er genötigt, zu erkennen, daß man im Ernste mit ihm redete, und die Einwände, die er schon früher hegte, stellten sich auch gleich seinem Geiste vor.

— Was wollen Sie? — sagte er zu Giraud. Zwei gleichermaßen unglückliche Wesen vereinen? Ist es denn nicht genug, dieses arme Geschöpf,

dessen Vater ich bin, in der Familie zu haben? Muß unser Unglück noch vergrößert werden, indem wir ihr einen Gatten geben, der wie sie selber ist? Bin ich dazu bestimmt, mich von Wesen umringt zu sehen, die von der Welt verworfen, Gegenstände der Verachtung und des Mitleids sind? Soll ich mein Leben mit Stummen verbringen, inmitten ihres schrecklichen Schweigens altern? Meinen Namen, auf den ich, Gott weiß es, nicht eitel bin, der aber doch schließlich der meines Vaters ist, soll ich Unglücklichen hinterlassen, die ihn weder unterzeichnen, noch ihn aussprechen können?

— Ihn aussprechen, das wohl nicht, — sagte Giraud, — aber ihn unterzeichnen, das ist etwas anderes.

— Ihn unterzeichnen! — rief der Chevalier.

— Sind Sie denn der Vernunft beraubt?

— Ich weiß, was ich sage, und dieser junge Mann kann schreiben, — gab der Onkel zurück. Ich bezeuge und bestätige Ihnen, daß er sogar sehr gut und sehr fließend schreibt, wie es übrigens sein Antrag beweist, den ich in der Tasche habe und der sehr ehrlich gemeint ist.

Der gute Mann zeigte dem Chevalier zugleich das Papier, auf das der Marquis von Maubray die wenigen Worte verzeichnet hatte, die zwar in lakonischer, aber klarer Weise den Gegenstand seines Ansuchens darlegten.

— Was bedeutet das? — sagte der Vater. Seit wann halten denn die Taubstummen die Feder? Welches Märchen erzählen Sie mir da, Giraud?

Meiner Treu, — sagte Giraud, ich weiß nicht, wie eine solche Sache zugehen kann. Die Wahrheit ist, daß meine Absicht einfach die war, Ramilla zu zerstreuen und mit ihr gemeinsam das anzusehen, das man Pirouetten nennt. Dieser kleine Marquis war zufällig da, und es ist sicher, daß er eine Schiefertafel und einen Stift hatte, deren er sich recht flink bediente. Ich hatte, gleich Ihnen, immer gemeint, daß man stumm sei, um nichts zu sagen; dem ist aber ganz und gar nicht so. Es scheint, daß man heute eine Entdeckung gemacht hat, mit deren Hilfe alle diese Leute sich verstehen und die Unterhaltung sehr gut führen können. Man sagt, es sei ein Abbé, dessen Namen ich nicht mehr weiß, der diese Entdeckung gemacht hat. Was mich anbelangt, so können Sie sich denken, daß der Schiefer mir nie zu etwas anderem gut zu sein schien, als die Dächer damit zu decken; aber diese Pariser sind so schlau! —

Ist es Ernst, was Sie da sagen?